

Handreichung zum Vortrag:

Die Angst vor dem Unterschied. Gender Mainstreaming, Conchita Wurst und andere Erscheinungen

Frauke Dziomba & Frank Winter

Individuen sind derzeit mit gesellschaftlichen Leitideen konfrontiert, die suggerieren, fast alles sei möglich und fast jedes Ziel erreichbar. Damit einhergehend liberalisieren sich Familienstrukturen, Geschlechterrollenvorbilder und traditionelle Rituale, die bisher Halt und Orientierung geboten haben. Für den Einzelnen schwinden abgegrenzte Identifikationsmodelle für Geschlechterrollen und es wächst die Angst, eigene Potentiale nicht voll auszuschöpfen oder bedeutende Möglichkeiten zu verpassen: die Entwicklung eines stabilen Selbst wird dadurch erschwert.

Es gab und gibt einen Geschlechtsunterschied. Aber die Frage, ob und wie unterschiedlich die Geschlechter Frau und Mann tatsächlich sind, ist in Wissenschaft und der Kultur der *Heteronormativität* durchaus umstritten. Jüngste Hirnforschungsstudien der Universität Tel Aviv (Joel u.a. 2015) an 1.400 Probanden belegen, dass es kein weibliches oder männliches Gehirn gibt. Gesichert ist außerdem, dass alle mensch-

lichen Föten zunächst weiblich sind. Erst etwa zwei Monate nach der Zeugung bildet sich durch Hormonausschüttungen bei einem Fötus mit XY-Chromosomen das männliche Geschlecht aus. Das Gehirn dieses dann männlichen Fötus differenziert sich in den folgenden Monaten aufgrund der hormonellen Einflüsse verändert aus. In der Folge können sich also evidente cerebrale Geschlechtsunterschiede entwickeln.

Auch bei dieser gesicherten Erkenntnis der Entwicklungsbiologie kann durchaus ein männlicher Fötus ein weibliches Gehirn entwickeln und umgekehrt. Damit würde die These des schon von Freud postulierten Kontinuums zwischen den geschlechtlichen Anteilen eines jeden Menschen auch biologisch gestärkt.

Wenn es schon auf physiologischer Ebene die Dichotomie der Geschlechter in der bekannten Form nicht gibt, liegt es nahe, die männliche und weibliche Sexualität ebenso ineinander verschränkt bzw. als Kontinuum zu verstehen: *Metrosexualität* bspw. hat es inzwischen zum soziologischen Fachbegriff geschafft. Der amerikanische Soziologe Robert Heasley beschreibt mit *Metrosexualität* einen modernen Lebensstil, der zwar von seiner modischen Ausrichtung her weniger zwischen Frau und Mann unterscheidet, sich aber auf Accessoires und äußere Attitüde reduziert.

Es herrscht Konsens in den Sexualwissenschaften darüber, dass schon bei Kleinkindern fast alle sexuellen Aktivitäten wie bei Erwachsenen beobachtbar sind, von sexueller Neugier über Erregung bis hin zum Orgasmus. Infantile Sexualität kann als Vorform der erwachsenen Sexualität verstanden werden, die sich allerdings deutlich in Häufigkeit und Zielgerichtetheit unterscheidet. Die Bedeutung der beobachtbaren sexuellen Aktivität für den Einzelnen unterliegt seinem lebensgeschichtlichen Wandel, den sich ändernden Fantasien und dem Einfluss der Persönlichkeitsentwicklung. Freud lehnte es ab, dass Sexuelle auf das Genitale und die Fortpflanzungsfunktion zu reduzieren und

benennt in seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* die Schwierigkeit, das Sexuelle zu definieren. Wenn also durch die Reaktionen auf die emotionalen Anfragen, sexuellen Wünsche und deren Äußerungen des Säuglings nicht ausreichend affektiv geantwortet und angemessene Bedeutung zugeschrieben wird - man könnte sagen, wenn der Mentalisierungsprozess hier missglückt - lernt der kleine Mensch nicht, Gefühle wie Angst, Lust, Wut, Trauer oder Trennungsschmerz vom Körper oder Mutterobjekt zu unterscheiden, innen und außen geraten durcheinander: „Die Folge ist eine bleibende, potentielle Dissoziation von Selbst und Körper-Selbst, ähnlich einer Sollbruchstelle, auf die regressiv zu Abwehrzwecken zurückgegriffen werden kann und die in Belastungssituationen immer wieder aufbricht“ (Hirsch 2012, S. 46).

Literatur:

Becker, Sophinette (2005): Weibliche und männliche Sexualität. In: Quindeau, Ilka & Sigusch, Volkmar (Hg.): *Freud und das Sexuelle*. Frankfurt am Main (Campus), S. 63-79.

Hirsch, Mathias (2012): „Mein Körper gehört mir...und ich kann mit ihm machen, was ich will!“. Gießen (Psychosozial).

Müller, Oliver (2015): *Das technisierbare Selbst. Orientierungsversuche im Spannungsfeld von Selbstgewinn und Selbstverlust*. In *psychosozial* 141, S. 67-79.

Tetzlaff, Annemieke (2008): *Das „metrosexuelle“ Körperbild und Anorexia Nervosa bei Männern. Die gesundheitlichen Folgen eines neuen Körperideals*. Saarbrücken (VDM Verlag Dr. Müller).

Sigusch, Volkmar (1998): Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche* 52, S. 1192-1204.

Villa, P.-I. (2013): Prekäre Körper in prekären Zeiten – Ambivalenzen gegenwärtiger somatischer Technologien des Selbst. In R. Mayer, C. Tompson & M. Wimmer (Hg): *Inszenierung und Optimierung des Selbst*. Wiesbaden (Springer), S. 58-73.

Winter, Frank & Dziomba, Frauke (2013): Vom Reiz des Fremden: Fremdeln, Fremdsein und Fremdgehen. Reflexionen aus der Arbeit mit Trennungskonflikten. In Winter, F. (Hg.): *Gleichheit und Differenz – Das Eigene und das Fremde*. *Psychosozial* Nr. 133, 36. Jgg., Heft III / 2013, S. 81-94.